

Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementpreis pro Monat inkl. Bringerlohn 70 Pfg., bei Selbstabholung 60 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage „Neue Welt“ inkl. Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg. — Durch die Post bezogen (Postzeitungsbillette Nr. 4527) vierteljährlich 2,10 Mk., für 2 Monate 1,40 Mk., für 1 Monat 70 Pfg. exkl. Bestellgeld.

Redaktion: Tauscher Str. 19/21.
Telegraphen-Adresse: Volkszeitung, Leipzig.
Telephon 3721.
Sprechstunde: 6—7 Uhr abends.

Inserate werden die 5gespaltene Zeile oder deren Raum mit 25 Pfg., für Gewerkschaften, politische und gemeinnützige Vereine mit 20 Pfg. berechnet. Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Betrag ist im voraus zu bezahlen. — Schluß der Annahme von Inseraten für die nächste Nummer früh 9 Uhr. — Aufgegebene Inserate können nicht wieder zurückgezogen werden.

Die Leipziger Volkszeitung erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag und Expedition: Tauscher Straße 19/21. Verkaufsstellen: 8—12 und 2—7 Uhr, Sonn- und Feiertags geschlossen

Die geschlossene und die rote Phalanx.

Leipzig, 26. März.

Die parlamentarischen Osterferien werden von den Brotwuchsern zu einem letzten Versuche benutzt, über den Zolltarif handelsseins zu werden und ihn mit aller Schnelligkeit unter Dach und Fach zu bringen, auf daß er nicht zur nächstjährigen Wahlparole werde. Was die edlen Spekulanten auf den Hunger der Volksmassen dann zu erwarten hätten, haben ihnen die letzten Wahlen zum Reichstage gezeigt.

Man begreift, daß sie die Angst um die Gefährdung der Beute nicht gern eingestehen mögen und sich deshalb hinter frommen Redensarten verstecken. Das treffliche Blatt der ostelbischen Kreuzritterschaft orakelt, das „Erschrecken“ der tarifreundlichen Presse beruhe nicht auf der Sorge um das Murren der Wähler, das in den letzten Reichstagswahlen hörbar geworden ist, dagegen errege ganz bedeutendes Bedenken in staatserkaltenden Kreisen die zerfetzende Agitation der freisinnig-sozialdemokratischen Wahlmader und die Unterwählung der Volksmassen durch die rote Phalanx. Nach der Kreuzzeitung handelt es sich nur um das geistige und sittliche Heil des werktätigen Volkes, wenn die Brotwucherer ihm den Hungerriemen so eng und so schnell als möglich zugiehen.

Es ist uns ganz recht, daß die ostelbischen Junker ihren wöllischen Hunger nach Steigerung ihrer Grundrenten mit frommer Salbaderei verkleiden. Dabei geht wieder ein gutes Stück jenes Glaubens an göttliche Gerechtigkeit zum Teufel, woran ein immerhin nicht unbeträchtlicher Teil der arbeitenden Klasse noch immer krankt, im besonderen jener Teil, der bisher dem Centrum gefolgt ist. Die schonende Milde, womit unser Programm die Religion für Privatsache erklärt, scheint den biederen Mannen des Brotwuchers nicht zu passen; sie wollen einmal an einem schlagenden Exempel statuieren, daß die historischen Wurzeln der Religion längst verrotten sind und sie selbst nur noch die Rolle eines, den ausbeutenden und unterdrückenden Interessen der herrschenden Klassen vorgaukelnden Wahngebildes spielt. Um so besser, wenn auch dies Wahngebilde völlig zerflekt in dem Sturm des Hornes, den die Attentate auf den Magen der Massen mehr und mehr entfachen.

Genug also, eine „geschlossene Phalanx“ dieser Attentäter soll der „rothen Phalanx“ entgegentreten, unter der zerfallenen Fahne des kreuzritterlichen Programms: Mit Gott für König und Vaterland. Aus dem frömmelnden Bombast der Brotwucherer in ihre nüchternen Geschäftspraxis überetzt, heißt das nicht mehr und nicht weniger, als daß augenblicklich hinter den Coulissen gemunkelt und an einem

Kompromiß gemachenschaftet wird, der nach den Osterferien als mißgeschaffener Wechselbalg der tarifreundlichen Mehrheit des Reichstags in die hegenden Mutterarme gelegt werden soll. Ueber die Einzelheiten dieses Kompromisses verlaunt bisher noch nichts, und es kommt zunächst auch wenig auf sie an. Die Thatsache selbst aber überrascht uns nicht einmal, geschweige denn daß sie uns erschrecke.

Sie überrascht uns nicht, weil es von vornherein ganz undenkbar war, daß die große Haupt- und Staatsaktion des Zolltarifs durch die Schuld der Brotwucherer selbst ausgehen werde, wie das Hornberger Schließen. Sie haben alle Hebel angefaßt und alle Minen springen lassen, um noch mehr herauszuschlagen, als ihnen Graf Bälow bietet, aber seitdem ihnen von diesem genialen Staatsmann klar gemacht worden ist, was ihm selbst die ökonomische Dialektik eines großindustriellen Staats mühsam eingepaukt hat, daß es nämlich in einem solchen Staate gewisse Härden giebt, in die der hungrige Wolf des Brotwuchers nicht einbrechen darf, seitdem war es eine selbstverständliche Sache, daß solche Kompromißversuche austauschen würden, wie sie jetzt von den verschiedensten Seiten gemeldet werden. Die parlamentarischen Osterferien sind auch eine ganz passende Zeit dazu; sie haben schon häufiger zu gleichen Zwecken gedient, so im Jahre 1874, wo Bismarck sich an dem christlichen Insterstehungsfeite zum erstenmal in der Militärfrage ein seiner schaupielerischen Plebiszite zusammenmogelte. Wie das christliche Hauptfest die passende Gelegenheit, so ist auch die christliche Hauptparthei, das brave Centrum — eine Partei „wie auserlesenen zum Kuppler- und Zigeunerwesen“ — die passende Gelegenheitsmacherin, die verschiedenen Interessenten des Brotwuchers unter einen Hut zu bringen.

Allein, so wenig uns die Thatsache überrascht, so wenig erschreckt sie uns. Mögen sich sämtliche Brotwucherer, einschließlic der Regierung mit all ihren genialen Staatsmännern, so bald wie möglich zu einer „geschlossenen Phalanx“ vereinigen, uns soll es um so lieber sein. Je klarer sich das innere Wesen einer politischen Situation auch in ihren äußeren Erscheinungen abzeichnet, um so günstiger ist es für eine revolutionäre Arbeiterparthei, die, wie Lassalle schon ausgeführt hat, immer auf die „objektive Lage der Dinge“ sehen muß. Diese Lage ist eben keine andere, als daß die Junkerklasse, die seit drei Jahrhunderten über Ostelbien und seit drei Jahrzehnten über Deutschland geherrscht hat, in dem Brotwucher um ihr Haupt und Leben kämpft. Sie ist historisch fertig und abgethan; sie liegt nur noch wie ein drückender Alp auf allem gesunden Leben der Nation, aber so sehr sich an ihr die Spuren jener geistigen Verblödung zeigen, die das unausbleibliche Schicksal aller untergehenden Klassen ist, so wird sie doch nicht am bürgerlichen Parlamentarismus sterben.

Wir haben immer nur mit sehr gemischten Gefühlen die Triumphgesänge darüber angehört, daß die bündlerischen Heißsporne selbst die Verhandlungen in der Zolltarifkommission verschleppten. Gewiß, für die Gegner wurde dadurch Zeit gewonnen, und wir halten es auch für einen Fehler der Brotwucherer, daß sie mit dem für sie sehr kostbaren Gute der Zeit so verschwenderisch umgingen, auf die von vornherein ganz prekäre Aussicht hin, noch mehr von der Regierung herauszuschlagen. Jedoch wurde durch die junkerliche Taktik auch die „objektive Lage der Dinge“ verschleierte. Man mußte nur die weißen Phylister sich vergnügen die Hände reiben sehen über die dummen Junker, die sich in ihr eigenes Fleisch schnitten, und wenn die Arbeiterklasse selbstverständlich klarer, tiefer und weiter sah, so wirkte es doch natürlich bis zu einem gewissen Grade lähmend auf die Energie der „roten Phalanx“, daß sie keinen Feind im offenen Felde, daß sie keine „geschlossene Phalanx“ der Volksfeinde sich gegenüber sah.

Möge sich also die „geschlossene Phalanx“ umsetzwegen so „geschlossen“ bilden, wie sie will. Es wird dann die Sache der Arbeitervertreter im Reichstage sein, die Entscheidung vor die Wähler zu bringen, und das liegt vollkommen in ihrer Hand. Ist erst der Brotwucher die Wahlparole, dann wird die „rote Phalanx“ — zu der die Kreuzzeitung nach ihrem Belieben das Häuflein Freisinniger mitrechnen mag oder nicht — wie ein Wetter hereinbrechen über die „geschlossene Phalanx“; anders wird die deutsche Nation nun und nimmer die junkerliche Landplage los.

Politische Uebersicht.

Koloman Tisza.

Ueber den verstorbenen ungarischen Staatsmann wird uns noch von unserem p. h. Korrespondenten geschrieben: Koloman Tisza, der Führer Ungarns im Kampfe gegen Oesterreich, war der einflussreichste ungarische Staatsmann in den 70er und 80er Jahren des vergangenen Jahrhunderts. Obwohl er heute in seiner eigensten Schöpfung, der ungarischen liberalen — des Regierungspartei keinen Boden mehr hatte und im Verein mit seinem Sohne und seiner politischen Sippe in stillen, aber um so heftigerem Kampfe gegen die heute herrschenden Männer lag, hat er doch in seiner langen, ununterbrochen durch fünfzehn Jahre währenden Ministerpräsidentenschaft (1875—1890) das Fundament geschaffen, auf dem seine Nachfolger und Gegner heute das Gebäude des in jeder, auch in wirtschaftlicher Beziehung, selbständigen Ungarns zu errichten willens sind.

Er war ein Herrmagyar. Seine geistige Kultur deckte sich in jeder Beziehung mit der in Ungarn auch heute noch üblichen. Ungezügelte Brutalität, unbändige Freude an allen möglichen materiellen Genüssen und orientalische Bist mit einer dünnen Schicht westeuropäischer Bildung überzinkt. Er war das Ideal des magyarischen kleinen und mittleren Grundadels. Seine

Seniileton.

Kindbeut verboten.

Ehepaar Orlov.

Von Maxim Goriki.

Uebersetzt von Michael Feofanoff.

Der Doktor schaute das von einer gewissen Freude erregte Gesicht des Baradenaufwärters scharf und verwundert an und lächelte.

„Du bist ein komischer Kerl! Aber — übrigens — thut nichts — es kommt bei Dir alles so herzlich und aufrichtig heraus. Arbeite nur tüchtig und gib Dir Mühe in allen Stücken; das wird nicht für mich gethan sein, sondern für die Kranken. Wir müssen die Menschen der Krankheit abringen, sie aus ihren Krallen herausreißen — verstehst Du? Nun, da wollen wir alle Kraft einsetzen, die Krankheit zu besiegen. Vorläufig aber — leg Du Dich hin, geh nur!“

Vald darauf lag Orlov auf der Britsche und schlief mit dem Gefühl einer lieblosenden Wärme im Magen ein. Es war ihm froh zu Mute und er war stolz auf sein so einfaches Gespräch mit dem Doktor.

Er schlief aber mit einem Gefühl des Bedauerns darüber ein, daß seine Frau dies Gespräch nicht gehört hatte. — Soll man's ihr morgen erzählen . . . sie wird's nicht glauben, die Teufelspfefferdose.

„Komm, Thee trinken, Grischka,“ weckte ihn seine Frau am Morgen.

Er reckte seinen Kopf hoch und blickte sie an. Sie

lächelte ihm zu. Mit glattgekämmtem Haar, in ihrem weißen Kittel war sie so reinlich und frisch.

Es that ihm wohl, sie so zu sehen, und gleichzeitig dachte er dabei, daß doch die anderen Männer sie auch so sähen.

„Das heißt, was für Thee soll ich denn trinken? Ich habe meinen eigenen Thee; wohin soll ich noch gehen?“ fragte er düster.

„Komm doch und trink mit mir zusammen,“ bot sie ihm an und schaute ihn dabei mit zärtlichen Augen an. Grigorij blickte zur Seite und sagte einsilbig, er würde kommen.

Sie ging, er aber legte sich wieder auf die Britsche und sann nach.

„Sieh mal, was für ein Weib sie ist! Ruft einen zum Thee, zärtlich ist sie . . . aber abgemagert ist sie doch schon an dem einen Tage.“ Sie that ihm leid und er wollte ihr gern etwas zuliebe thun, etwa Nachtwort zum Thee kaufen? Aber beim Waschen ließ er diesen Gedanken schon wieder fallen. „Wozu das Weib verwöhnen? Es wird auch so gehen!“

Sie tranken den Thee in einem kleinen Kammerchen mit zwei Fenstern, das auf ein ganz vom goldigen Glanze der Morgensonne überglänntes Feld hinausging. Auf dem Rasen unter den Fenstern glitzerte noch der Tau, in der Ferne am Horizont, in dem nebeligen, rofigen Flor des Morgens die Bäume der Landstraße. Der Himmel war klar und vom Felde her wehte durch die Fenster der Geruch des feuchten Grases und der Erde herein.

Der Tisch stand an der Wand zwischen den Fenstern und an ihm saßen drei, Grigorij und Matrrena mit einer Kameradin — einer ältlichen, langen und hageren Frau

mit einem podennarbigem Gesicht und gutmütigen grauen Augen. Sie hieß Felizata Feodorovna, war unverheiratet, die Tochter eines Kollegienassessors, und konnte den Thee mit dem Wasser aus dem Kessel des Krankenhauses nicht trinken, sondern kochte ihn immer auf ihrer eigenen Theemaschine. Nachdem sie Orlov dies alles mit gebrochener Stimme erzählt hatte, kam sie ihm freundlich ein, sich unter das Fenster zu setzen und „die echte Himmelsluft“ tüchtig einzuatmen. Dann aber verschwand sie irgendwohin.

„Was, bist Du gestern müde geworden?“ fragte Orlov seine Frau.

„Einfach schrecklich!“ antwortete Matrrena lebhaft.

„Ich fühlte meine Füße nicht, der Kopf drehte sich mir, ich verstand kein Wort, hatte Angst, ohnmächtig hinzufallen. Knapp — knapp hielt ich mich bis zur Ablösung auf den Beinen, betete immer, hilf Herrgott, dachte ich.“

„Hast Du aber Angst?“

„Vor den Kranken, vor denen?“

„Was thum einem die Kranken?“

„Vor den Toten fürchte ich mich. Weißt Du . . .“, sie beugte sich zu ihrem Manne und flüsterte ihm angstvoll zu: „sie bewegen sich nach dem Tode . . . bei Gott!“

„Das habe ich gesehen,“ lächelte Grigorij skeptisch. „Gestern hat mir Masarow, der Polizeist, auch nach seinem Tode fast eine Backpfeife gegeben. Trage ihn da zur Totenkammer, wie — er aber mit der linken Hand ausholte — ich konnte kaum ausweichen . . . sieh!“ Er hatte ein wenig zugehwindelt, aber das kam so von selbst, ohne daß er es wollte. Dies Theetrinken in dem hellen sauberen Zimmer mit den Fenstern in die grenzen-